

**Herausgegeben von
Ulrich Conrads und Peter Neitzke**

**Beirat:
Gerd Albers
Hansmartin Bruckmann
Lucius Burckhardt
Gerhard Fehl
Herbert Hübner
Thomas Sieverts**

Gerd de Bruyn

**Die Diktatur
der Philanthropen**

**Entwicklung der Stadtplanung
aus dem
utopischen Denken**



Der Umschlag zeigt vorn das Modell der Trabantenstadt „Lu Jia Zui“ von Richard Rogers; auf der Rückseite ist eine symbolische Darstellung der „garantistischen“ Stadt eines Schülers von Fourier abgebildet.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

de Bruyn, Gerd:

Die Diktatur der Philanthropen: Entwicklung der Stadtplanung aus dem utopischen Denken / Gerd de Bruyn. – Braunschweig; Wiesbaden:

Vieweg, 1996

(Bauwelt-Fundamente; 110)

ISBN 3-528-06110-3

NE: GT

Mit der Unterstützung der Friedrich-Ebert-Stiftung (Bonn) veröffentlicht

Gekürzte Fassung der der TH Darmstadt vorgelegten Dissertation (D 17)

Alle Rechte vorbehalten

© Friedr. Vieweg & Sohn Verlagsgesellschaft mbH, Braunschweig/Wiesbaden, 1996

Der Verlag Vieweg ist ein Unternehmen der Bertelsmann Fachinformation GmbH.

Umschlagentwurf: Helmut Lortz

Satz: ITS Text und Satz GmbH, Herford

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Langelüddecke, Braunschweig

Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

ISBN 3-528-06110-3

ISSN 0522-5094

Inhalt

Einleitung	7
------------------	---

I. Planung utopischer Gemeinschaften

1. Was ist an einer Idealstadt ideal?	17
<i>Revolutionsarchitektur</i>	24
2. Aktualität und Geschichte utopischen Denkens	34
<i>Der Intellektuelle und die Utopie</i>	48
3. Soziale Kontrolle und geometrischer Stadtgrundriß	52
<i>Die Utopie des Thomas Morus</i>	61
4. Licht und Schatten in der „Città del Sole“	71
<i>Campanellas Verbot der Intimität</i>	74
5. Von der Idealstadt zum funktionalen Siedlungsmodell	85
<i>Étienne Cabet: Reise nach Ikarien</i>	88
6. Charles Fouriers Neue Liebeswelt	103
<i>Sexualität in Utopia</i>	109
<i>Das Phalansterium</i>	116

II. Die Utopie wird praktisch

7. Die Versachlichung des Utopischen	133
<i>Alltag und Sektierertum</i>	137
<i>Die Utopie des Friedrich Engels</i>	147
<i>Marx und die Ernüchterung</i>	151
8. Postliberale Planung und utopischer Pragmatismus	160
<i>Die Gartenstadt</i>	171
<i>Die lineare Stadt</i>	175

9. Der Roman sozialistischer Reformpolitik	182
<i>Emile Zola: „Travail“</i>	187
10. Tony Garniers „Cité industrielle“	203
<i>Reform von oben</i>	206
<i>Rationalisierung der Planung</i>	211
<i>Die Herrschaft der Uhren</i>	226
11. Utopie als Kriegserklärung	233
<i>Le Corbusier</i>	234
<i>Die Charta von Athen</i>	243
<i>Warschau</i>	251
12. Plädoyer für eine demokratische Planungskultur	259
<i>Max Frischs „neue Utopie“</i>	263
Anmerkungen	275
Bibliographie	298
Bildquellen	315

Einleitung

Die vorliegende Arbeit ist konzipiert als ein Beitrag zur Geistesgeschichte der modernen Stadtplanung. Im Zentrum meiner Argumentation steht die historische Entwicklung derjenigen Inhalte, Wert- und Zielvorstellungen planerischen Denkens und Handelns, die sämtlich in die Moderne eingegangen sind und von ihr aufgezehrt werden. Ihren Auftakt erlebte diese Entwicklung in der Renaissance. Damals wurde der Entwurf neuer Städte und Gesellschaftsordnungen nicht voneinander getrennt, sondern als eine „Wissenschaft“ begriffen, die sich aus der Fülle der Erkenntnisse zusammensetzte, die einzelnen humanistischen Gelehrten und universell gebildeten Architekten zu Gebote standen. Doch wuchs und gedieh das moderne okzidentale Planungswissen nicht nur auf dem breiten Fundament humanistischer Bildung, es war außerdem das Produkt jenes kritisch-utopischen Denkens, das auf der Schwelle zur bürgerlichen Gesellschaft den intellektuellen Aufstand gegen eine Welt zunehmender sozialer Kälte probte und sich dem Entwurf „glücklicher Gemeinschaften“ widmete. Mit dem Versuch, die sozialen Beziehungen der Menschen neu zu ordnen, bildeten die Planungsideen der Humanisten eine Vorstufe der Soziologie, der es von Anbeginn an um die rationale Gestaltung gesellschaftlicher Entwicklung ging. Entsprechend ist die Geistesgeschichte der Stadtplanung zugleich eine Geschichte des utopischen und des frühen soziologischen Denkens. Ein kritisch gegen die herrschenden Lebensverhältnisse gewendetes, zu phantasievollen Bildern eines gerechteren Daseins konkretisiertes, sozialphilosophisch fundiertes Wissen stand an der Wiege einer Disziplin, in der sich über Jahrhunderte hinweg die Sphären des Sozialen und Räumlichen in einer Art miteinander verschränkten, die kaum mehr etwas mit dem heute vorherrschenden pragmatischen Verständnis von Stadt- und Regionalplanung gemein hat.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begannen einzelne Vertreter der mit städtebaulichen Fragen befaßten Berufszweige, solche Inhalte aus der Stadtplanung zu eliminieren, die deren fachwissenschaftlicher Qualifizierung im Wege standen. Mit Hilfe dieses Raubbaus wurde der Städtebau allmählich zu einem eigenständigen Fachgebiet, das sich von Architektur, Ingenieur-

wesen, Denkmalpflege, Sozial- und Gesundheitspolitik unterscheiden ließ. Der imposante Wissenshorizont, der einst das Planen umfing, konnte freilich nur um den Preis seiner gesellschaftskritischen, soziologischen und utopischen Aspekte zu einer an Hochschulen lehrbaren, auf die Aufgabenstellungen der staatlichen und kommunalen Bauverwaltungen zurechtgestutzten Fachdisziplin instrumentalisiert werden. Zu dieser Entwicklung trug eine den Praxiszwängen bereitwillig nachgebende, ihr eigenes Reflexions- und Theoriebedürfnis geringschätzende Berufsauffassung bei, die gern auf die „Zumutung“ verzichtete, in städtebaulichen Maßnahmen die Veränderung der sozialen Verhältnisse mitdenken zu müssen. Dieser Umstand und die Tatsache, daß die wissenschaftlichen Vertreter der Stadtplanung von Anfang an wenig Interesse daran zeigten, die intellektuellen Traditionen ihres Lehrgebietes wachzuhalten, brachten es mit sich, daß im heutigen Fach Städtebau historisches Bewußtsein und geistesgeschichtliches Raisonement als reiner Luxus gelten. Vom überflüssigen Ballast kritisch-reflexiven Denkens wollte man eine aufstrebende Wissenschaft, in der sich künstlerische Ambitionen mit großem Realitätssinn paaren sollten, so rasch wie möglich befreien.¹

Dies fiel um so leichter, als es auch außerhalb der Disziplin kaum nennenswerte Versuche gab, eine Geistesgeschichte der modernen Planung zu entwerfen. Wohl könnte das große Vorbild einer solchen Arbeit, die sich schwerpunktmäßig mit der Entwicklung sozialräumlicher Utopien zu beschäftigen hätte, Ernst Bloch heißen, würden nicht die sozialen und architektonischen Träume, die in „Das Prinzip Hoffnung“ (1959) zum Thema gemacht werden, von einem rigiden interpretatorischen Schematismus beherrscht, der eher das starre Weltbild des Autors enthüllt, als die Gegenstände seiner Untersuchung zu erhellen. Bloch orientierte sein eigenes Denken dicht am Utopischen und versuchte schließlich, beides vor dem Verdacht des Autoritären zu retten, indem er mit der Unterscheidung von Freiheits- und Ordnungsutopien ignorierte, daß letztlich alles Planen Ausdruck eines Herrschaftswillens ist, der in den Utopien allenfalls maskiert auftritt.

Der Hoffnungsphilosoph, der die Moskauer Prozesse als Aufbruch in eine schönere Zukunft gefeiert hatte, war durch die eigene, bis in die fünfziger Jahre hinein geltende Option für den Stalinismus viel zu sehr mit Blindheit geschlagen, um zwischen Freiheit und Ordnung differenzieren zu können. Er war dazu so wenig in der Lage wie Thomas Morus, Campanella und die vielen Utopisten nach ihnen, die keine freiheitlichen, sondern von Hunger und Not befreite Gesellschaften entwerfen wollten, denen sie ein von Grund auf neues soziales und städtebauliches Gewand auf den Leib zu schneiden trachteten. Nicht so sehr sollten bestehende Ordnungszwänge gelockert, als

vielmehr die als chaotisch empfundenen Lebensverhältnisse in eine neue, nach strengen Vernunftregeln konstruierte Form gegossen werden. Doch wie bei der Betrachtung eines minuziös von Menschaufläufen und Kampfgetümmel erzählenden Gemäldes die völlige Abwesenheit von Bewegung, Lärm und Stimmen nur um so deutlicher auffällt, so erfriert alles Lebendige gerade in solchen Ordnungsvorstellungen, die ein möglichst detailliert gestaltetes, konkretes Abbild der neuen Gesellschaft und der neuen Stadt geben wollten.

Daß sich das „glückliche Leben“ mit Hilfe eines konkreten Bildes einfangen und wiedergeben läßt, ist der *Mythos*, in den das utopische Denken sich stets aufs Neue verstrickt, wenn es uns die Welt, die verändert werden soll, als bereits veränderte vor Augen führen möchte. Der *Logos* des utopischen Denkens beweist sich bei der Konstruktion dieser Bilder, beim Entwurf idealer Staaten und Städte, die in einzelnen Aspekten oft erstaunliche Vernunft beweisen, im Ganzen hingegen, als Darstellungen vollständiger, in sich geschlossener Welten, irrational sind. Geht auch das Glücksversprechen der Utopien in der ausgemalten Totalität „besserer Welten“ unter und verkehrt sich dort in sein Gegenteil, arbeiten andererseits die zum Scheitern verurteilten Versuche, das menschliche Zusammenleben in seiner Gesamtheit neu zu ordnen, ehrgeizig dem Experiment zu, den Traum von sozialer Gerechtigkeit in die Alltagspraxis zu überführen. Das in seiner Totalität und seinem Detailreichtum falsche Abbild des Utopischen bildet eine unersetzliche, gleichwohl stark einsturzgefährdete Brücke, die utopische Theorie und Praxis miteinander verbindet. Allein fragmentiert bleiben sich die in Bildern konkretisierten Menschheitsträume treu, wenn der Blick auf sie fällt wie auf die Bruchstücke eines zerstörten Freskogemäldes, dessen blasse Farben auf verwitterter Wand aufleuchten. Doch als Fragmente, in denen das Utopische anzuschauen ist, setzen sie ja das „falsche“ Ganze ausfabulierter Sozialutopien und durchgestalteter Idealstädte notwendig voraus.

Sprechen die Utopien zu uns von einzelnen Ideen, Innovationen und Reformen, durch die sich mehr Solidarität, Gerechtigkeit und größere Toleranz in Glaubensfragen etc. herstellen ließe, so vernehmen wir oft genug die Stimme der humanen Vernunft. Sie verbirgt sich überdies noch hinter so manchen aberwitzigen Vorstellungen über wissenschaftliche, technische und medizinische Fortschritte, mit denen die Utopisten sich der Lächerlichkeit preisgaben und dennoch oft genug recht behielten. In scheinbar konsistenten Systemen zusammengeschlossen, laufen aber die Gedanken der Utopisten am Ende immer wieder nur auf höheren Unsinn und tiefgreifende Zwänge hinaus. Letzterer wird man gewahr, wenn einem die gesamte mathematisch-

regelhafte und lebensfeindliche Ordnungsstruktur sozialräumlicher Utopien in den Blick gerät. Doch springt den Leser das Zwanghafte oft genug auch in einzelnen Reformvorschlägen an, lugt fratzenhaft durch die Löcher des durch lange Jahrhunderte verschlissenen Mantels christlicher Nächstenliebe, den die Utopien sich umgeworfen haben, und mischt sich in Gestalt drakonischer Strafen für leichte Vergehen oder in Form strenger Reglements für intime Lebensvollzüge zwischen all das Gutgemeinte. Die Schwarz-Weiß-Zeichnung in Blochs Text spricht eine ähnlich gewalttätige und zugleich verstellte Sprache, wie sie den Utopisten seit jeher geläufig ist. Größte Vorsicht ist darum gegenüber Autoren am Platz, die verdächtig sind, wie der böse Wolf im Märchen Kreide gefressen zu haben, damit die Menschen hinter lockenden Versprechungen nicht die wahre Absicht der Texte, ihre Entmündigung, gewahren.

Die vorliegende Arbeit, die den Versuch einer nüchternen Kritik utopischen Planens unternimmt, gliedert sich in zwei Teile, die unter dem Titel „Planung utopischer Gemeinschaften“ und „Die Utopie wird praktisch“ je sechs Kapitel aufweisen. In ihnen wird ein historischer Bogen von den Idealstadtentwürfen der Humanisten bis hin zu den stadtopischen Vorstellungen unseres Jahrhunderts gespannt. Die genannten Titel machen auf die beiden Eigenschaften sozialräumlicher Utopien aufmerksam, die seit ihrem ersten Auftreten nachweisbar sind, indessen mit unterschiedlicher Gewichtung. Im Zentrum desjenigen utopischen Denkens, das sich im Laufe meiner Argumentation als das „alte“ herausstellt, dominiert die Planung utopischer Gemeinschaften bzw. der Versuch, das menschliche Glücksverlangen in sozialphilosophisch ausfabulierten sowie städtebaulich und architektonisch durchgestalteten Lebensverhältnissen zur Anschauung zu bringen. Im Kern solcher Initiativen hingegen, die das Praktischwerden der Utopien befördern, keimt ganz allmählich der Gedanke, die im Bild idealer Gemeinschaften und idealer Städte erstarrten Visionen einer gerechten Welt in Gestalt flexibler Planungsprozesse zu verflüssigen, mit denen Spielräume für nicht prognostizierbare Entwicklungen eröffnet und zuguterletzt die bevormundeten Opfer der alten Utopien zu den selbstbewußten Subjekten künftiger Planungen emanzipiert werden sollen. Das alte utopische Denken schuf die Diktatur der Philanthropen, die seit Jahrhunderten zur schier uneinnehmbaren Festung wurde; das neue utopische Denken läuft hiergegen erst seit wenigen Jahrzehnten Sturm, und es läßt sich noch lange nicht absehen, wer in dieser Auseinandersetzung obsiegen, wer unterliegen wird.

Die beiden ersten Kapitel lassen sich als Einleitungen in zentrale Motive des utopischen Denkens lesen, dessen architektonische Ergebnisse im ersten

und sozialphilosophische Verlautbarungen im zweiten Kapitel Thema sind. Von der Unwirtlichkeit schlüsselfertig geplanter Trabantenstädte und Großwohnanlagen ausgehend, werden gezielte Streifzüge in die Geschichte der Idealstadt- und Idealstaatplanung unternommen. Sie sollen verdeutlichen, daß die Utopisten ihr spezielles Glück darin fanden, die Harmonie der Gemeinschaften, die sie konstruierten, mit strengen Reglements zu stören. Wohl stehen diesen herrliche Versprechungen gegenüber: nur wenige Stunden Arbeit am Tag, sexuelle Freuden, eine robuste Gesundheit und verlängerte Lebenszeit und was dergleichen Dinge mehr sind, indes wurde dies alles in Unkenntnis des dazu erforderlichen Niveaus der Produktivkräfte formuliert. Man glaubte, es genüge das erlösende Wort der Mächtigen der Welt, und die utopischen Wunschträume würden wahr werden. Den starken Arm zu suchen, der durchsetzt, was das utopische Denken befiehlt, war allerdings eine trostlose, zuweilen gar selbstmörderische Angelegenheit.²

Trotz der Rückschläge, die sie hinnehmen mußten, fühlten sich die utopischen Sozialisten der Erfüllung ihrer Träume nahe. Entsprechend statteten sie ihre Zukunftsprogramme mit genauen Handlungsanweisungen aus, die sich ebenso auf architektonische wie auf soziale Fragen bezogen. Cabet schilderte mit Ikara die erste bis in die Wohnungseinrichtungen hinein detailliert entworfene Industriemetropole, die sich bei näherem Hinschauen als eine überdimensionierte Gartenstadt entpuppt. Fourier konzentrierte sich statt dessen auf die Konzeption einer multifunktionalen Gemeinschaftsarchitektur, in der die Abschaffung der Stadt in dem Maße beschlossen ist, indem das Phalanstère selbst schon eine kleine Stadt imitiert. Der antistädtische, zivilisationsfeindliche Zug des utopischen Denkens, den Fourier selbst auf die Spitze trieb, schien ihn gleichwohl als ein großes Problem zu beschäftigen und ebenso die Tatsache, daß die Utopien die Forderung des Einzelnen nach Selbstbestimmung stets unterdrücken halfen und einen Begriff von sozialer Solidarität und räumlicher Umwelt entwickelten, der den Mitgliedern utopischer Gemeinschaften „das große Opfer der individuellen Bewegungsfreiheit“ (Plessner 1972 S. 53) abverlangt.

Campanella hatte dieses Problem auf höchst erschreckende Weise gelöst, indem er seinen Sonnenstadtbürgern die unterscheidenden Körpermerkmale und Charaktereigenschaften genetisch austreiben und zum Ersatz die „Civitas“ zur Individualität verbürgenden „Signoria“ verklären wollte. Fourier verspürte demgegenüber wenig Lust dazu, solidarisches Handeln in Art der „Widerpenstigen Zähmung“ durchzusetzen. Leichtfertig setzte er individuelles mit solidarischem Handeln gleich, sofern beides sich im Rahmen jenes komplexen Handlungssystems verwirklichte, das er aus der „harmonischen Gravitation“

sämtlicher menschlicher Neigungen und Eigenarten abgeleitet hatte. Mit der Architektur der „neuen Liebeswelt“, die das Ordnungsstreben der Utopisten auf den Gipfel der Absurdität führte und von dort einen faszinierenden Blick aufs Panorama der Moderne freigab, schließt der erste Teil einer Arbeit, die vom Mißlingen utopischer Planungen und von der grandiosen Selbstüberschätzung ihrer Urheber erzählt.

Utopien wollten von Anfang an praktisch werden, doch gelang es ihnen nicht. Weder war mit aufgeschlossenen Monarchen, noch mit Pariser Bankiers die Welt zu verändern. Als sich jedoch in Städten wie Manchester und Lyon die neue Klasse des Industrieproletariats formierte und das utopische Denken in den Sog der Arbeiterbewegung geriet, eröffneten sich Chancen seiner Realisierung. Zuvor hatten schon einige der nach Nordamerika ausgewanderten protestantischen Sekten vereinzelt die Probe auf die Gütergemeinschaft gemacht und, wie Engels beschreibt, großen materiellen Gewinn davongetragen. Im siebten Kapitel ist hiervon die Rede und davon, daß im Marxschen Denken sich eine bedeutsame Korrektur des Planungswillens der utopischen Sozialisten anbahnte. Von nun an sind diese und ihre Vorläufer als die Protagonisten des alten utopischen Denkens charakterisierbar. Zum neuen Motiv utopischer Reflexion entwickelte sich die Forderung, daß die unterdrückte Menschheit selbst über sich zu bestimmen habe. Marx erklärte, erst müßten die Opfer sozialpaternalistischer Bevormundung sich zu den Akteuren einer radikalen Umwälzung der herrschenden Lebensverhältnisse emanzipieren, damit die Utopie einer gerechten Welt Wirklichkeit werden könne. Konzentrierte das alte utopische Denken sich auf die Aufgabe, was alles auf der Welt verbessert werden muß und wie, widmete sich das neue utopische Denken primär der Frage, wer diese Veränderung herbeizuführen imstande ist und wann.

Durch die Erfolge der Arbeiterbewegung beeindruckt, wollten die Verfasser sozialräumlicher Utopien ihre Ideen nicht länger nur aufgeschlossenen Mäzenen feilbieten, sondern begannen Verbündete auch unter den führenden Arbeiterfunktionären zu suchen. Zola hat in seinem Roman „Travail“ (1901) diese Suche in Form eines Klassenkompromisses beschrieben, bei dem ein Vertreter des Kapitals, der technischen Intelligenz und der kommunistisch gesinnten Arbeiterschaft sich zum gemeinsamen Handeln zusammenfinden. Die als Fortsetzungsroman konzipierte Erzählung Zolas, in der die planvolle Entwicklung der neuen Industriestadt „Beauclair“ als ein von den Ideen Fouriers inspiriertes Reformprojekt geschildert wird, ist Thema des neunten Kapitels. Liest sich auch „Travail“ stellenweise wie ein in kitschige Farben getauchter Liebesroman, kann man darin ebensogut ein etwas allzu dick

geratenes Handbuch für anarchosyndikalistische Selbsthilfeprojekte sehen. Im ganzen gesehen bildet freilich der emanzipatorische Gedanke der Siedler-Selbsthilfe erst nur den zurückhaltenden Basso continuo zur Festouvertüre jenes Planerehrgeizes, der die Hauptperson des Romans charakterisiert. An deren bewundernswertem Tatendrang orientiert sich Zolas Erzählkunst weit mehr als am selbstbestimmten Handeln der Arbeiter Beauclairs.

Mit den Ausführungen zu Tony Garnier schließt sich der Kreis einer Argumentation, die gleich im ersten Kapitel mit dessen „Cité industrielle“ eine entscheidende Wegmarke der Genese moderner Stadtplanung präsentiert. Durch Garniers Planung erlebte die Diktatur der Philanthropen in der Moderne ihren ersten städtebaulichen Höhepunkt. Nicht der freiwillige Schluß zwischen utopischen Sozialisten, reformfreudigen Unternehmern und aufbegehrenden Arbeitern hatte, wie Zola dies wünschte, das Praktischwerden der Utopie im großen Maßstab ermöglicht, sondern die Zusammenarbeit des sozialistischen Bürgermeisters von Lyon mit einem politisch gleichgesinnten Architekten von großer visionärer Begabung. Es blieb nicht bei diesem Einzelfall, den die Kooperation von Edouard Herriot und Tony Garnier beschreibt, doch gilt es festzuhalten, daß die Planungspraxis der „roten Kommunen“ nichts daran änderte, daß die Masse der Stadtbevölkerung weiterhin Objekt dressierender Verwaltungsakte blieb. Was sich unter sozialdemokratischer Politik veränderte, das war die großzügigere und planmäßigere Versorgung der Städte mit Arbeiterwohnungen, Schulen, Kindergärten, Krankenhäusern, öffentlichen Verkehrsmitteln und Grünanlagen. Eine um diese Funktionen angereicherte, nach den Rationalitätskriterien der industriellen Produktion durchstrukturierte Planung fand in der „Cité industrielle“ ihre bis dahin anschaulichste und umfassendste Darstellung.

Wie sehr von hier aus, vom Ideal der zonierten, funktional entmischten und durchgrünten Stadt, Signale für die moderne Planung ausgegangen sind, legt das vorletzte Kapitel dar, in dessen Mittelpunkt die „Charta von Athen“ steht. Es wird zu erklären versucht, daß es einen inneren Zusammenhang gab zwischen der in der modernen Stadtplanung sedimentierten Zivilisationsfeindschaft utopischen Denkens und der Generalprobe, die das Dritte Reich und der von ihm angezettelte Weltkrieg auf den Untergang des Abendlandes machten. Mit der Vernichtung der Kulturzeugnisse der Vergangenheit sah die Moderne ihre Stunde gekommen: Die Bomben hatten Tabula rasa gemacht mit der alten Stadt, hatten sie ausradiert wie zuvor schon die zeichnenden Utopisten. In der Hoffnung auf die Neue Stadt, die wie ein Phönix aus der Asche entstehen sollte, verwischte sich die Trennlinie zwischen denjenigen Planern, die zu den Kriegstätern, und denen, die zu den Kriegsgopfern

zählten. Als jedoch die ersten Ergebnisse einer hastig vollzogenen Wiederaufbauarbeit zu besichtigen waren, setzte mit der Kritik an verpaßten Chancen zugleich auch eine Diskussion über die Demokratisierung der Planung ein, die erstmals in den zwanziger Jahren auf breiterer Ebene geführt worden war. Zum wortgewaltigsten Verfechter radikaler Planungsdemokratie schwang sich der Architekt und Schriftsteller Max Frisch auf. In ihm fand das neue utopische Denken, der Kampf gegen Planerhochmut und autoritärer Philanthropie, einen engagierten Anwalt.

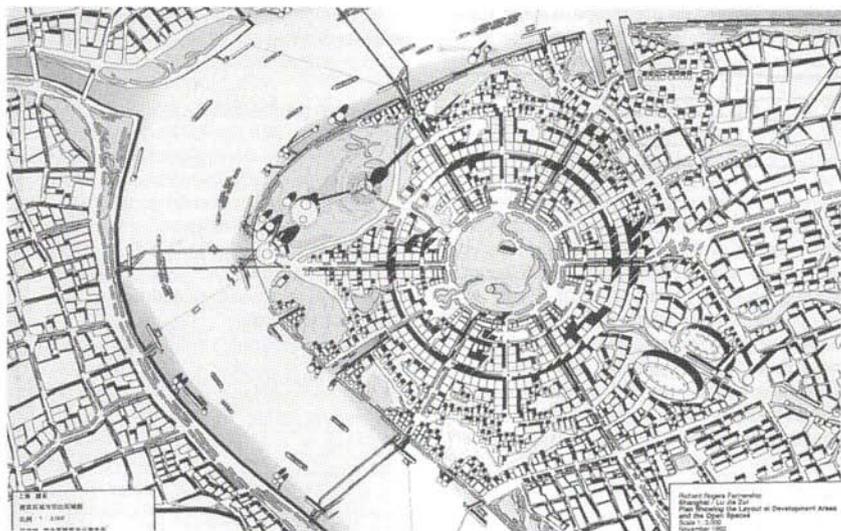
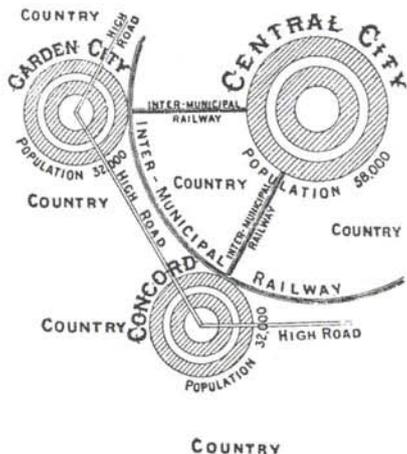
Die aktualisierende Erinnerung an Frischs Bemühungen beendet den Versuch, trotz einer die engen Fachgrenzen des Städtebaus überschreitenden Darstellung nicht nur Geistes- und Gesellschaftswissenschaftler anzusprechen, sondern ebenso praxisorientierte Stadtplaner, die ihren Aufgaben selbstkritisch nachgehen. Ihr gegen eingefahrene Denkgewohnheiten aufbegehrendes Handeln soll mit brauchbaren Argumenten untermauert werden. Immerhin kämpft ja der „kritische Planer“ gegen zwei Fronten, gegen eine innere und eine äußere. Letztere wird von all denen gebildet, die städtebauliche Planungsprobleme stets in spektakuläre Bauprogramme umzudeuten suchen und insgesamt die Stadt mit einer grandiosen Architekturaufgabe verwechseln, die gesellschaftstheoretische Reflexionen oder Beteiligungswünsche von seiten der Bürgerschaft als äußerst hinderlich ansieht. Die andere Abwehrfront gegen ein kritisches Planungsverständnis erstarkt in den ambitionierten Planern selbst mit jeder Niederlage, die sie im Kampf um nicht marktgängige Projekte und experimentierfreudige Planungsprozesse in einer Zeit einstecken müssen, in der die öffentliche Hand rapide an Geld und Einfluß verliert. Mit dem Trend einer „Architekturisierung“ des Städtebaus und mit den leeren Stadtkassen schwindet auch die innere Bereitschaft der Planer, sich auf Dauer einer vom Druck der Verhältnisse diktierten Planungspraxis zu widersetzen. Parallel hierzu wächst die Gefahr, daß das alte utopische Denken in Gestalt neuer Großplanungen in einer Weise Fuß faßt, bei der die gesellschaftskritische Motivation, von der ein Garnier noch ganz erfüllt war, völlig in den Hintergrund gerät. Auf den nächsten Seiten wird hiervon die Rede sein und deutlich werden, was die aktuellen Beweggründe waren, die zu dieser Arbeit führten.

I. Planung utopischer Gemeinschaften

Richard Rogers' Plan der Trabantenstadt „Lu Jia Zui“ (unten; siehe auch Umschlag) weist verblüffende Ähnlichkeit mit Ebenezer Howards Diagramm der vernetzten Gartenstädte (rechts) auf

— **DIAGRAM** —

ILLUSTRATING CORRECT PRINCIPLE OF A CITY'S GROWTH—OPEN COUNTRY EVER NEAR AT HAND, AND RAPID COMMUNICATION BETWEEN OFF-SHOOTS.



1. Was ist an einer Idealstadt ideal?

Der englische Architekt Richard Rogers hat in einem Interview, das im März 1993 abgedruckt wurde, den spektakulären Auftrag, eine neue, Shanghai benachbarte Trabantenstadt für 500.000 Einwohner zu planen, mit den lapidaren Worten kommentiert: „Uns erwartet eine phantastische Aufgabe.“ (Rogers 1993 S. 182) Natürlich ist man angesichts eines solch gigantischen Bauvorhabens durchaus interessiert zu erfahren, was denn dieser zweifellos herausragende Entwerfer unter „phantastisch“ versteht. Müßte ein verantwortungsvoller Planer nicht eher erschrecken vor dieser unglaublichen Zumutung, in einem Stück einen kompletten Stadtgrundriß für eine halbe Million Menschen zu entwerfen, die zudem noch einer anderen Kultur angehören, und müßte er darum nicht besser von einer eher unlösbaren, von vornherein falsch gestellten Planungsaufgabe sprechen?

Rogers wurde von solchen handlungshemmenden Skrupeln offensichtlich nicht geplagt, statt dessen legte er einen städtebaulichen Entwurf vor, der mit seiner strengen formalen Durchbildung das Leben in „Lu Jia Zui“, so lautet der Name der neuen Stadt, dereinst deutlich prägen könnte. Vorgesehen ist für den künftigen Trabanten Shanghais ein kreisrunder Grundriß, dessen Zentrum von einem großen Park gebildet wird. Beide Elemente legen den Vergleich mit Ebenezer Howards Gartenstadtkonzept recht nahe. Doch handelt es sich bei den wenigen Zeichnungen, die der ehemalige Parlamentssteno-graph seinem Buch „Garden Cities of Tomorrow“ beisteuerte, keineswegs um prototypische Idealstadtentwürfe, sondern ausdrücklich um „diagrams only“. (vgl. Howard 1968 S. 60/61) Diese sollten nur ganz allgemeine Aussagen über die Gliederung der Gartenstadt treffen, über funktionale Zuordnungen, Standortbestimmungen und Infrastrukturen. Gleichwohl scheinen die Planer von Letchworth, der ersten realisierten englischen Gartenstadt, von der Kreisform des Howardschen Diagramms beeinflusst worden zu sein. (vgl. Posener 1968 S. 39) Nahmen sie dennoch auf die gegebene Topographie Rücksicht, ist hiervon im Entwurf für „Lu Jia Zui“ nichts zu spüren. Hier setzt sich das formale Interesse des Architekten rücksichtslos durch; und dies, obwohl doch Rogers, der sich selbst einen Sozialisten nennt, mit seiner

städtebaulichen Konzeption auch eine soziale Vision verbinden wollte. Hinter dem Entwurf der chinesischen Stadt stehe, wie er in merkwürdiger Opposition zu seiner Faszination für blühende Wirtschaftsstandorte behauptet, „die Idee einer Gesellschaft, in der es nicht vorrangig um kapitalistische Interessen, um die dominierende Rolle des Geldes geht.“³ (Rogers 1993 S. 185) Dies zeige sich in der Vermeidung jeder Ghettoisierung, wovon die zukünftigen Bewohner durch eine gleichmäßige Verteilung verschieden hoher Bebauung, durch die Optimierung des Nahverkehrssystems und die Zentralisierung des urbanen Freizeitraumes bewahrt werden sollen.

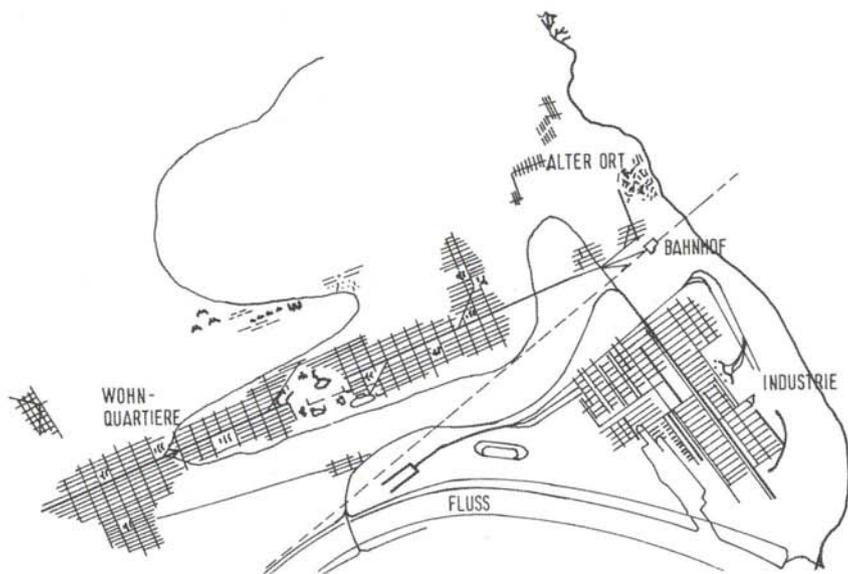
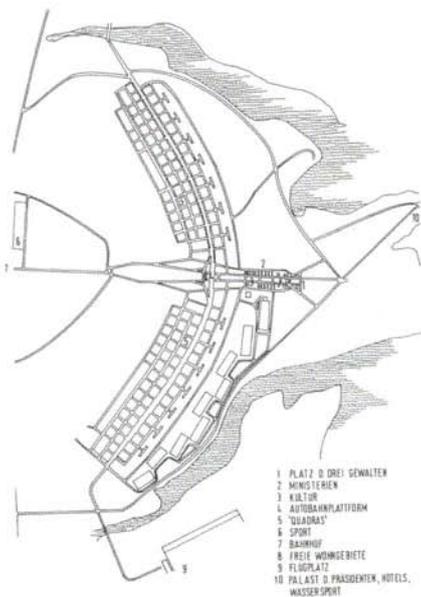
Das „utopische“ Moment in der Planung für „Lu Jia Zui“ besteht in der Illusion einer weitgehend sozial befriedeten kapitalistischen Gesellschaft, die der destruktiven Macht des Geldes optimistisch zu widerstehen vermag. In der neuen chinesischen Stadt sollen keine gesellschaftlichen Gruppen ausgrenzbar sein oder sich selbst absondern dürfen. Dies setzt freilich eine kollektive Solidarität voraus, die der Städtebauer mit seinem Entwurf nicht real erzwingen, sondern allenfalls bildhaft umschreiben kann. Rogers wählte darum als formales Äquivalent für seine Idee einer einträchtig lebenden Stadtgemeinschaft einen zur idealen Kreissymmetrie vereinheitlichten Stadtgrundriß. Es ist zu vermuten, daß er genau dies, die Stiftung einer symbolischen Korrespondenz von Städtebau und Gesellschaftsmodell, neben der verführerischen Tatsache, daß die neue Stadt in großartigen Dimensionen realisiert werden soll, für das eigentlich Phantastische seiner Entwurfsaufgabe gehalten hat.

Wie aber werden die Menschen leben in einer solchen Stadt, die keine geschichtlichen Spuren aufweist, keine kollektiven Erfahrungen in sich birgt, die nicht zu einer bestimmten Größe, Wirtschaftskraft und Bevölkerungszahl über Jahrzehnte hinweg reifen darf, sondern in verhältnismäßig kurzer Zeit schlüsselfertig auf die grüne Wiese gestellt werden soll? Hinweise hierauf finden wir leicht in den vielen New Towns, Trabantenstädten und Großsiedlungen, die in Europa insbesondere in den sechziger und siebziger Jahren entstanden. Suchen wir die Antwort allerdings in einer ähnlich großen Stadt wie „Lu Jia Zui“, in der die von Rogers intendierte Versöhnung von Sozialutopie und städtebaulichem Planungsmodell vor vielen Jahren schon angestrebt wurde, so führt uns die Spur nach Brasilia.

Auch Brasilia ist in vielerlei Hinsicht eine „synthetische Stadt“. Dies beweist allein schon der Ort ihrer Gründung: ein damals noch völlig unbesiedeltes Gebiet, das laut Vilém Flusser, dem brasilianischen Philosophen, aus dem riesigen südamerikanischen Staat nach dem Motto herausgedeutet wurde: „Man finde die geometrische Mitte des Landes. Man mache sie zum geo-

politischen Zentrum. Und man verachte dabei alle wirtschaftlichen, sozialen, ethnologischen und politischen Nebenumstände.“ (Flusser 1993 S. 87) Hinter dieser geradezu „planetarischen Kühnheit“ stand eine gewaltige Vision: Politiker und Planer hofften, die großen sozialen und kulturellen Unterschiede der brasilianischen Gesellschaft – den Gegensatz zwischen dem verarmten Nordosten und dem wohlhabenden Südosten – in der neuen, für 600.000 Einwohner entworfenen Stadt paradigmatisch ausgleichen zu können. Von hier aus sollte für das gesamte Land eine moderne nationale Identität gewonnen werden und ein neuer wirtschaftlicher Impuls ausgehen. Ganz ähnlich, wie dies für „Lu Jia Zui“ geplant ist, sollte auch in Brasília die Stadtgemeinde einen möglichst einheitlichen, vollständig integrierten sozialen Körper bilden. Oscar Niemeyer, der für Brasília alle wichtigen öffentlichen Gebäude – u.a. den Obersten Gerichtshof, den Präsidentenpalast, die Ministerien sowie den „Platz der Drei Gewalten“ – entwarf, hat in diesem Sinn das serielle Schema des Stadtplans hervorgehoben als eines, „das soziale Unterschiede vermeidet und eine würdige Lebensweise ermöglicht.“ (Niemeyer 1982 S. 38) Außerdem betont er in seinen Erfahrungsberichten zur Entstehungsgeschichte von Brasília, daß schon die Erbauer der Stadt, die ihre ersten Siedler waren, „wie eine große Familie ohne Vorurteile und Unterschiede“ zu leben versuchten. (vgl. Niemeyer 1982 S. 55)

In hohem Maße stilisiert wirkt der Stadtgrundriß Brasílias, der sich nur oberflächlich auf topologische Gegebenheiten bezieht und überhaupt nicht auf spezifisch wirtschaftliche und funktionale Bedürfnisse. Er wurde 1957 von Lúcio Costa in Art eines windschnittigen Flugzeugs als eine Allegorie des Fortschritts konzipiert. Der „Flugzeugrumpf“ wird in diesem Plan von einer monumentalen Achse gebildet, gesäumt von den Bauten der Ministerien und betont durch den „Platz der drei Gewalten“ mit dem Präsidentenpalast, dem Obersten Gerichtshof und der Nationalversammlung. Die „Tragflächen“ wiederum reihen in strenger Rasterstruktur Hochhäuser und Wohnbauten aneinander. Der Schnittpunkt beider Achsen ist dem Verkehr gewidmet: hier befindet sich der mehrgeschossige Busbahnhof, um den sich das Geschäfts- und Kulturzentrum Brasílias gruppiert. Dieses Planungskonzept schien in seiner funktionalen Aufteilung, in seiner den Fortschritt symbolisierenden Gestalt und bestückt mit Niemeyers expressiven Architekturentwürfen derart dem Bild zu entsprechen, das sich die verantwortlichen Politiker von der neuen brasilianischen Gesellschaft machen wollten, daß die im Bau befindliche Stadt schon 1960 offiziell zum neuen Sitz der Regierung erklärt wurde.



Es wurde die Frage gestellt, wie es sich denn in einer solchen Stadt leben läßt, und Vilém Flusser, der das heroische Moment an der Planung Brasílias durchaus bewundert, antwortet: „Übermenschlich menschenverachtend ist diese Stadt.“ (Flusser 1993 S. 85) Haben Intellektuelle in der Vergangenheit oft genug mit dubiosen Gesellschaftsmodellen die Menschheit neu erschaffen wollen, sei ihm der Gedanke an eine „Gesellschaft der Versuchskaninchen“ höchst suspekt. Und offenbar ebenso den Bewohnern Brasílias, die sich durch die Ästhetik ihrer Stadt, welche die abstrakt-utopische Forderung nach dem „neuen Menschen“ zu symbolisieren trachtet, in ihren konkreten Bedürfnissen mißverstanden und überfordert fühlen. Flusser beschrieb bereits 1970 das Resultat dieses Auseinanderklaffens von planerischem Anspruch und gelebter Wirklichkeit recht plastisch mit Blick auf die schon erwähnte Monumentalachse, die zusammen mit dem „Platz der Drei Gewalten“ den öffentlichen Raum von Brasilia repräsentiert: „Vor dem prophetischen Auge erscheint diese Achse voll tobender Menschen des zweiundzwanzigsten Jahrhunderts oder voll von Marsbewohnern (riesenhaften goldenen Ameisen). Vorläufig ist sie jedoch menschenleer.“ (Flusser 1993 S. 92)

Wo aber findet denn das bunte südländische Treiben statt, wenn es erst gar nicht den Versuch unternommen hat, an Brasílias monumentaler Inszenierung des öffentlichen Lebens teilzunehmen? In welchen Bezirken sucht es statt dessen Schutz und Aufnahme? Flusser spricht in diesem Zusammenhang von einer anderen, „unvorhergesehenen Stadt“, die sich in der Nähe Brasílias spontan gebildet hat: eine „Freie Stadt (Cidade Livre), ein Wildwest mit Händlern und Trödlern, Bordellen und Tanzlokalen, Holzhütten und Erdstraßen, Elend und Krankheit und Tanz und Gesang, mit Kirchen und Negerzauber. (...) Es ist eine Menschenstadt, und es ist kein weiteres Wort über sie zu verlieren.“ (Flusser 1993 S. 86) Offensichtlich sind die dort wild siedelnden Menschen von einer Planungspraxis in die Flucht geschlagen worden, die glaubte, von den besten Absichten geleitet zu sein. Doch die rigide Unterscheidung in eine Wohnstadt, in die Arbeitsstadt der Ministerien, in die Hauptverkehrszonen mit dem Geschäfts- und Kulturzentrum wie insgesamt der Versuch, das Leben vorzuplanen und in eine ästhetische Ordnung zu zwingen – dies alles mußte notwendig die Komplexität und Verschränktheit städtischer Funktionszusammenhänge völlig aufsprengen und zerstören. Nachzulesen ist die Brasilia zugrundeliegende Rezeptur – die Entflechtung der vier Hauptfunktionen der Stadt: Wohnen, Arbeiten, Freizeit und Verkehr – in der „Charta von Athen“, deren Grundsätze lange vor ihrem Erscheinen von Le Corbusier in Südamerika propagiert werden konnten, nachdem er 1936 für drei Wochen in Rio de Janeiro als Berater für den Entwurf

des Erziehungsministeriums mit Lúcio Costa und Oscar Niemeyer in enge Berührung gekommen war.⁴ Viele der Lehrsätze freilich, mit denen Le Corbusier den Städtebau des 20. Jahrhunderts so sehr prägen sollte, konnten auch damals schon auf eine eigene Tradition zurückblicken, und der Meister selbst, der sich ein Leben lang wie ein „Raubtier“ benommen und die historische und zeitgenössische Architekturtheorie ohne Hinweis auf die Urheber verschlungen und zu Eigenem umgearbeitet hatte, (vgl. Corboz 1988 S. 8 ff.) kam deshalb nicht umhin, das eine oder andere Vorbild der modernen Bewegung gelegentlich beim Namen zu nennen. Auf diese Weise erfuhr denn auch das interessierte Publikum von Tony Garnier, (vgl. Le Corbusier 1982 S. 52) dem stillen Architekten aus Lyon, der 1917 unter dem schlichten Titel „Une Cité Industrielle“ in über 160 Zeichnungen eine moderne Stadtutopie veröffentlicht hatte, die für die Eingeweihten zum Urbild des fortschrittlichen Städtebaus werden sollte.

Fragen wir nach den Beweggründen, die zu diesem ungewöhnlichen Projekt einer minutiös durchgeplanten sozialistischen Stadt geführt haben, so muß an das politische Klima erinnert werden, das in Garniers Heimatstadt vorherrschte. Lyon war seit Beginn des 19. Jahrhunderts ein Zentrum der französischen Arbeiterbewegung. Hier erschienen die ersten Artikel des utopischen Sozialisten Charles Fourier, dessen gesellschaftsumwälzende Vorstellungen wiederum Émile Zolas Roman „Travail“ inspirierten, der vom Aufbau einer Reformsiedlung berichtet, die als das literarische Vorbild der „Cité industrielle“ angesehen werden kann. Immerhin hat Garnier Zolas Roman in seiner Idealstadt ein unübersehbares Denkmal gesetzt: Zitate aus dem Buch bilden zusammen mit Illustrationen aus dem sozialistischen Alltag den Fries schmuck am Portikus seines gigantischen Versammlungssaalgebäudes. Zweifellos resultiert die Nähe der Sozialutopie Zolas zur Stadtvision Garniers aus ähnlichen politischen Zielsetzungen. Entsprechend zeigen sich Romancier und Architekt am Entstehen von Siedlungsgemeinschaften interessiert, die auf sozialisiertem Grund und Boden wachsen und durch solidarische Kooperationsformen und fortschrittliche Produktionstechniken größte Effizienz beweisen sollen.

Auf den ersten Blick scheinen Garniers Rationalisierungsmaßnahmen, seine Lösungen zur Energiegewinnung, zur modernen Organisation der Produktionsabläufe und der städtischen Infrastruktur den eigentlich visionären Charakter der „Cité industrielle“ auszumachen. Bei näherer Betrachtung wird indessen offenkundig, daß viele seiner Vorschläge schon damals praktiziert wurden. Wirklich neu ist an seiner Musterstadt der Versuch einer architektonischen Synthese der, soweit er sehen konnte, fortgeschrittensten Positionen

in Technik und Ästhetik. Dieser vordergründig technischen Utopie steht in der idealen Industriestadt die soziale Utopie eines Gemeinwesens gegenüber, das sich jedoch nicht in allen Aspekten mit architektonischen Mitteln ausdrücken ließ. So konnte Garnier beispielsweise die Sozialisierung des Privateigentums an Grund und Boden allein „negativ“, durch den konsequenten Verzicht auf trennende Elemente, wie Mauern und Zäune, ins Bild bringen. Im Unterschied hierzu bot die Beschwörung des solidarischen Stadtkollektivs in Gestalt der Gemeinschaftseinrichtungen der Darstellung einen viel größeren Spielraum. Insgesamt offeriert Garnier den 35.000 Einwohnern seiner Stadt überreichlich Möglichkeiten, in großen Gruppen zu diskutieren und sich gemeinsam zu bilden. Man möchte darum Julius Posener zustimmen, der für eine Kleinstadt wie die „Cité“ das anspruchsvolle Angebot an Versammlungssälen und Bildungsstätten für übertrieben hält und beklagt, daß sich niemand in der Industriestadt eines eigenen Gartens erfreut. (vgl. Posener 1989 S. 8) Aber es mangelt ja nicht allein an Haus- und Schrebergärten in dieser sonst von Bäumen und Grünanlagen nur so überquellenden Stadt, es fehlen in Garniers Planung auch alle anderen halbprivaten und halböffentlichen Zwischenräume, die sich die Bewohnerschaft spontan und weitgehend unbeobachtet aneignen könnte. Einzig der Eingangsbereich der Wohnhäuser markiert eine schmale Grenzzone zwischen der Intimsphäre des Wohnens und dem öffentlichen Raum. Verläßt man diese, so steht man schon draußen auf einem Terrain, das allen und niemandem gehört. Keine Höfe, lauschigen Plätze und versteckten Wege gestalten so etwas wie einen gestaffelten Übergang aus dem Schutz bekannter Räume in die Öffentlichkeit der Stadt. Und es gibt in der Cité auch nicht die eigene Welt der Cafés, Kneipen und Bistros.

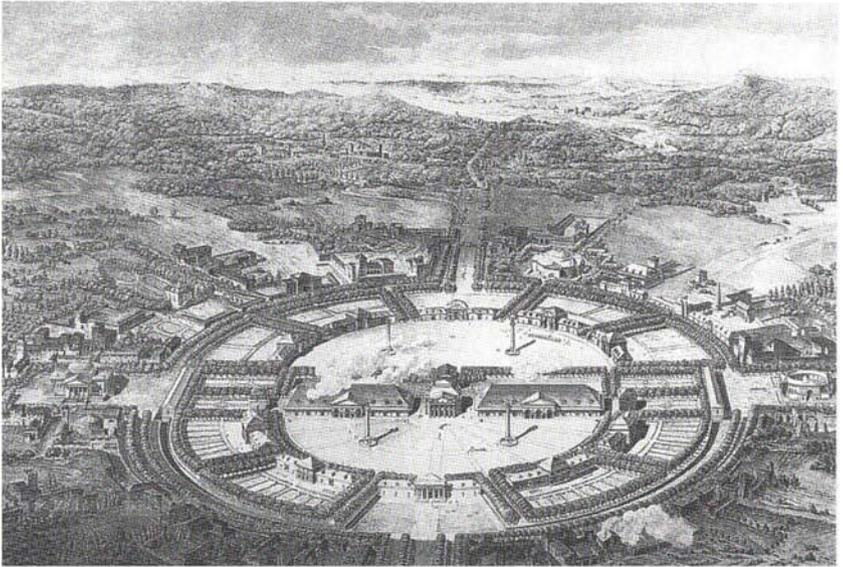
Ins Bild gebracht wird die Vision einer verabsolutierten Öffentlichkeit, welche die Bedürfnisse des Individuums nach Privatheit geringschätzt, durch die Monotonie des gleichmäßigen Straßennetzes, das die „Cité“ in ihrer Gesamtheit charakterisiert. Garnier hat diese „Herrschaft des Rasters“ aus der streng linearen Anordnung der Montagehallen im Industriekomplex seiner Stadt abgeleitet und umstandslos auf den Gesamtplan der „Cité industrielle“ übertragen. Planung wird derart zu einem die Stadtgestalt rationalisierenden Vorgang, der sich in Analogie zu den industriellen Prozessen zu entfalten sucht. Nun ist aber ein Wohnquartier keine Fabrik – die Formalisierung des Grundrisses der „Cité“ muß darum wie die Rasterplanung für Brasilia eher als ein Symbol des Fortschritts als eine infrastrukturelle Notwendigkeit verstanden werden.

Die drei Beispiele „Lu Jia Zui“, Brasilia und „Cité industrielle“ deuten an, was unter einer modernen Idealstadt zu verstehen ist: Sie wird offenbar stets in dem Wunsch entworfen, für eine utopische Gesellschaft ein adäquates städtebauliches Gefäß zu finden, das unverkennbar ästhetisierenden Charakter trägt. Der Formalisierungszwang visionärer Planungen betrifft dabei nicht nur die Konzeption des Stadtgrundrisses, sondern ebenfalls solche Aspekte, die – wie die Idee der Freiheit, des Friedens, der sozialen Gerechtigkeit, der Solidarität etc. – sich einer funktional differenzierten architektonischen Interpretation entziehen, und zwar in dem Maße, wie sie abstrakt bleiben und mit ihnen kein konkretes gesellschaftliches Handeln assoziiert werden kann. Die spektakulärsten Beispiele dieser Suche nach den Symbolformen einer utopischen Praxis, die nur im großen und ganzen imaginiert, nicht aber im einzelnen schon vergegenwärtigt werden kann, bot weit vor unserer Zeit die „Französische Revolutionsarchitektur“.

Revolutionsarchitektur

Insbesondere Claude-Nicolas Ledoux hat uns eine ganze Reihe von Ideen-Architekturen hinterlassen, die um so sakraler anmuten, desto weniger ihnen eine konkrete architektonische Funktion abzulesen ist. Ledoux zeichnete nach 1795 mehrere Haustypologien für die zum Oval ergänzte Idealstadt Chaux, die in seinen Gedanken weiterwuchs, nachdem sie bereits 1778 bei Arc-et-Senans in der Form eines Halbkreises errichtet worden war. Bei diesen Typologien handelt es sich um den Versuch, eine „moralische Läuterungsarchitektur“ (Kruft 1989 S. 123) ins Bild zu setzen, die eher unfreiwillig von den Ideen der „Großen Revolution“ inspiriert war,⁵ dafür um so freimütiger den Idealen der Freimaurerei huldigte. Die Logen gaben dem utopischen Denken der damaligen Zeit reiche Nahrung, und ein von ihnen beeinflusster Architekt wie Ledoux konnte darum auf „ihre Rituale und die Symbole der Bruderschaft zurückgreifen, um andere institutionelle und soziale Projekte daraus abzuleiten.“ (Vidler 1988 S. 133) So weisen seine institutionellen Neuschöpfungen beispielhaft ein „Panaréthéon“ (Tempel aller Tugenden) auf, das „Oikéma“ (Haus der Freuden) und „Pacifère“ (Haus des Friedens) sowie den „Temple de Mémoire“, der vom Heldentum derjenigen Frauen erzählt, die als Erzieherinnen und Mütter moralisch auf die Jugend eingewirkt haben.

Zwar sollen manche dieser Entwürfe mit ihrem scheinbar so funktionsgerechten Repertoire räumlicher Anordnungen auf bestimmte rituelle Zwecke

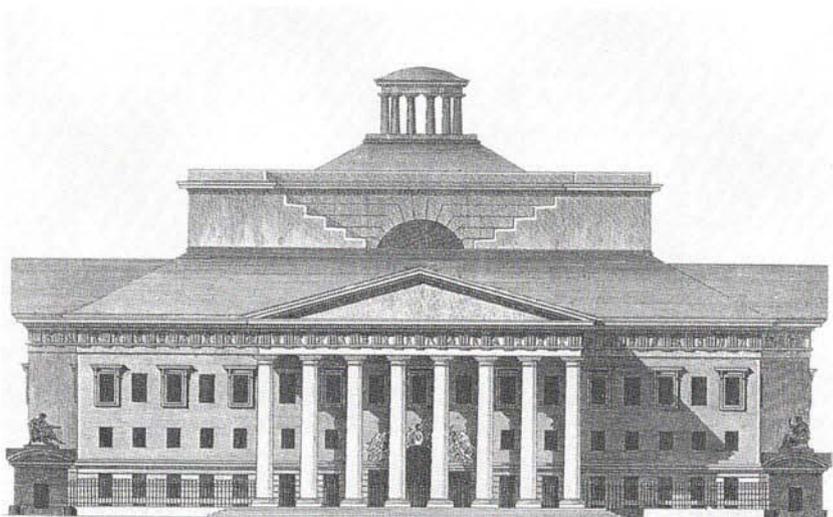


Claude-Nicolas Ledoux: Perspektivische Ansicht der Idealstadt „Chaux“, 1780–84

anspielen, indessen bleibt offen, welche das sein könnten. Im Grunde handelt es sich hierbei um Ausdrucksformen autonomer Architektur: um eine Raumkunst ohne Funktion, um eine höchst artifiziell vorgetragene architektonische Negation baulicher Zwecke. Denn die Ideen, die da zu Stein werden sollen, radieren mit den Institutionen der alten Gesellschaft nicht nur deren spezifisches Wirken, sondern jegliches institutionelle Handeln aus. Sie besetzen die hierdurch gewonnenen Leerräume mit einer Art Bühnenarchitektur, die durch ägyptisierendes Pathos, viel Weihrauch und Budenzauber darüber hinwegtäuschen soll, daß nunmehr alle gesellschaftliche Praxis in der Utopie einer befriedeten Welt mumifiziert ist. Entsprechend werden Gerichtsgebäude und Gefängnis durchs menschenleere „Pacifère“, die Kirche durchs gottlose „Panaréthéon“ und das Theater durch die abstrakten Freuden des „Oikéma“ ersetzt.

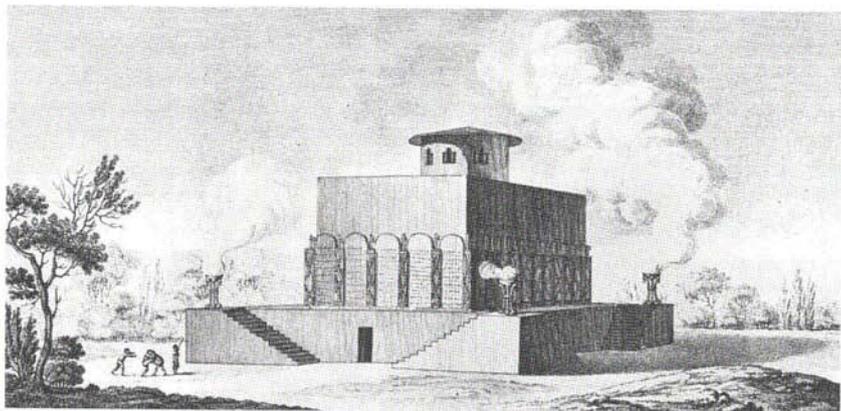
Der neue Mensch, der in Chaux in „Rousseauscher Heiterkeit“ und aller Unschuld eine äußerst inhumane Arbeit bereitwillig verrichten soll,⁶ wird sich als von Natur aus „gut“ entpuppen, so hoffte Ledoux und folgerte, daß eine Gemeinschaft der Friedfertigen wenig Bedarf an jenen Institutionen hat, die den Menschen in seinem wahren Charakter verkannt haben und ihn eben darum nach ihrem eigenen Bild verunstalten mußten. Die erste ideale Industriestadt der Architekturgeschichte verzichtete darum auf Gerichtsgebäude und Vollzugsanstalt, was nichts Geringeres bedeutet, als daß die neue Gesellschaft insgesamt vom Ballast der Justiz, von der Rechtsbürokratie mit ihren Beamten, Advokaten, Polizisten und Gefängniswächtern befreit gedacht wurde. All dies ersetzte Ledoux in zivilisationskritischer Absicht durch die Konzeption des „Pacifère“, durch das begehbare Denkmal eines gesellschaftlichen Friedens, welcher der aktiven Rechtspflege nicht länger bedarf.

Vergleicht man diesen „Friedenstempel“ mit dem Entwurf für den Justizpalast in Aix, den Ledoux zwischen 1779 und 1785 anfertigte, so fällt auf, daß es sich beide Male um einen Kubus handelt, bekrönt von einer Laterne, die im einen Fall schlicht, im anderen als „Tempietto“ ausgeführt ist. Der Unterschied beider Gebäude liegt darin, daß der Quader des Justizpalastes, der den großen Gerichtssaal birgt, von mächtigen Vorbauten umschlossen ist, in denen die komplexe räumliche Organisation des nach Kammern geschiedenen Rechtswesens Platz finden sollte, während der Phantasiebau des „Pacifère“, in dem es nichts mehr zu verhandeln gibt, nurmehr den Kubus selbst aufweist, der „nackt und bloß“ auf einem hohen Podest thront. In seinem Innern herrschen Andacht und Stille eines Museums vor, doch gibt es hier nicht mehr zu sehen als einen quadratischen leeren Raum. Er reicht



Claude-Nicolas Ledoux: Hauptansicht des Justizpalastes in Aix

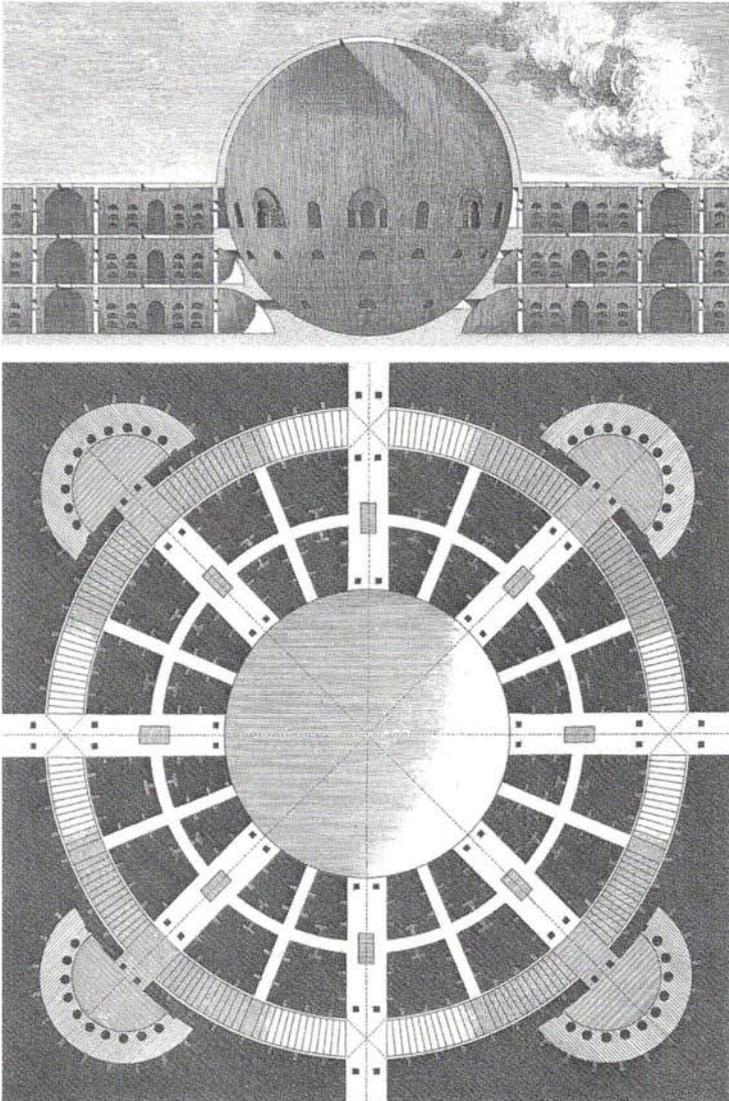
Claude-Nicolas Ledoux: Der Friedenstempel in der Idealstadt „Chaux“



als das Sinnbild einer von Rechtshändeln befreiten Welt völlig aus; denn laut Ledoux ist „die Form des Kubus das Symbol für die Gerechtigkeit, man stellt sie dar auf einem quadratischen Sockel, von wo aus sie das Unrecht bestraft und die Tugenden belohnt.“ (vgl. Vidler 1988 S. 138) An den Außenwänden sind die wenigen Rechtsgrundsätze der utopischen Gemeinschaft von Chaux in Stein gemeißelt, während an den vier Ecken des Podestes ewige Fackeln qualmen.

In der Moderne eroberten die architektonischen Visionen bedeutungsgeladener Leere ihren Platz ebenso in den sogenannten „Sandalenfilmen“ Hollywoods wie in den Selbstinszenierungen diktatorischer Machtanmaßung, die, seit es den Film gibt, ihre Ikonen aus dem Kino zu beziehen pflegen. Bleiben soziale Ideen anmaßend und abstrakt, gerät ihr architektonisches Gefäß zwangsläufig zum Hohlkörper. So im Fall des von Ledoux konzipierten Friedhofs von Chaux, einer Anlage mit Katakomben-Charakter, deren Mitte ein gewaltiger Kugelsaal bildet. Diese monumentale architektonische Geste symbolisiert den Versammlungsort der toten Seelen – nach dem Wort des Architekten: „ein Bild vom Nichts“. (vgl. Vidler 1988 S. 141)

Der Geometrisierung des Idealstadtgrundrisses entspricht in der Architektur der Versuch, die Vielfalt traditioneller Haustypologien durch einige wenige, zu Bauwerken mutierte, geometrische Grundformen zu ersetzen. Wie die alte Gesellschaft sich vom Ballast „überflüssiger“ sozialer Institutionen befreien sollte, so wollte man die alte Architektur von der Autorität der traditionellen Baukunst emanzipieren. Im Fall der sozialen wie der räumlichen Planung handelte es sich um strengste Katharsis, die auf die Wurzeln gesellschaftlicher Ordnung bzw. des architektonischen Ausdrucks zielte. Sichtbar wird auf diese Weise jedoch nur die Abstraktheit pathetischer Ideen und das Pathos abstrakter Formen. Auf dem Gebiet des Städtebaus liegt der Sachverhalt allerdings etwas anders. Zwar wird die Ästhetisierungsstendenz utopischen Planens nirgends deutlicher als in den Entwürfen idealer Stadtgrundrisse, doch erschöpften sich die Stadtutopien hierin keineswegs. Schon die Idealstadtentwürfe der Renaissance stellten nachdrücklich die Frage, wie denn das Funktionieren einer Stadt überhaupt zu denken sei. War die Reduktion des Architektonischen auf pure Geometrie, die in der Revolutionsarchitektur begann und in der Moderne ihre Fortsetzung fand, zuallererst vom Gedanken der Kreierung neuer Symbolformen getragen und somit Ausdruck eines vorwiegend ästhetischen Programms, so rührte die Formalisierung utopischer Stadtgrundrisse von Ordnungsabsichten her, die ihre Begründung nicht allein aus künstlerischen, sondern ebenso aus funktionalen Überlegungen zogen.



Claude-Nicolas Ledoux: Friedhof der Idealstadt „Chaux“. Schnitt und Grundriß

Idealstadtplanungen sind stets Bestandteil umfassender sozialräumlicher Rationalisierungsprozesse gewesen, die sich in der Vergangenheit insbesondere dann durchsetzen konnten, wenn Festungsbauingenieuren die Aufgabe gestellt war, die Verteidigung neuer Städte an den jeweilig fortgeschrittensten Stand des „Kanonendonners“ anzupassen. Entwürfe von umfänglich befestigten Musterstädten bildeten die Reaktion kreativer Planer auf dieses fortifikatorische Problem, wobei immer zweierlei zur Geltung kam: die Entwicklung strategischer Ideen, die sich im brisanten Spannungsfeld von Artillerietechnik und Festungsbauwesen formierten, sowie deren ästhetische Reflexion. Es war „l'urbanistica militare“, die Abspaltung des militärischen vom zivilen Städtebau, welche es erforderlich machte, vom Geist der Geometrie diktierte Zentralanlagen zu konzipieren. In den im Zeitalter des Absolutismus errichteten Planstädten kam so jene instrumentelle Vernunft zum Tragen, die sich schon in den frühen Stadtutopien – dort freilich verschränkt mit sozialreformerischen Zielsetzungen – durch Reißbrettübungen zum Thema „Festungsbau“ schulte. Über die Modernisierung der Wehrtechnik, die sich im Symmetriezwang idealer Stadtgrundrisse niederschlug, geriet so die Idealstadt der Renaissance zum Vorläufer der barocken Festungsstadt. Im Industriezeitalter war es dann die Rationalisierung der Produktionstechnik, die in der Utopie eines Tony Garnier ihr formales Äquivalent fand und von dort aus die Entwicklung der modernen Stadtplanung bestimmte.

Die strategischen Überlegungen, die von Idealstadtplanern angestellt wurden, waren stets auch Symptome des Scheiterns: Ausdruck ihrer Kapitulation vor der Komplexität des Städtischen. Stadtutopien sind Produkte einer grundsätzlichen Überforderung, die darin besteht, das Bild eines kompletten Siedlungszusammenhangs aus der Gedankenwelt eines einzigen Menschen entspringen zu lassen. Daß dies unmöglich ist, vergaß sich leicht bei der Funktionalisierung der Stadt, wenn einzelne Planungsgesichtspunkte, wie beispielsweise die Fortifikation, als pars pro toto aus der Gesamtheit städtischer Aufgaben isoliert und dem Gesichtspunkt der Effizienz unterstellt wurden. Die Ästhetisierung des Stadtgrundrisses folgte dieser Logik, indem sie der Priorisierung ausgewählter Stadtfunktionen „idealen“ Ausdruck verlieh. Die Idealisierung „übergeordneter“ Gesichtspunkte war Ausdruck einer sich gegen die Lebensfülle der alten Städte formierenden Planungsrationalität, war Auftakt der gnadenlosen Negation urbaner Komplexität durch den ordnenden Verstand. Die Suche nach der „idealen“ Stadt, die die Qualitäten gewachsener Strukturen erkennt, war und ist ein Gewaltakt, beseelt von reinen Machtgelüsten und zugleich vom aufrichtigen Wunsch, die bestehenden Lebensverhältnisse von Grund auf zu verbessern.

Die Schöpfer Utopias gingen freilich selbst davon aus, daß ihren Planungen eine altruistische und keine egoistisch anmaßende Haltung zugrundeliege. Sie schienen außerdem davon überzeugt, daß ihr architektonischer Formalismus und Vorschläge zur Rationalisierung bestimmter städtischer Funktionen eine unverbrüchliche Einheit mit sozialen Ideen bildeten. War das eine wünschbar, mußte dies auch für das andere gelten. Hinzu kam die Überzeugung: Nichts von der Idealstadt und der Idealgesellschaft sollte einer unbestimmten Zukunft vorbehalten bleiben, sämtliche Vorstellungen, die architektonischen und die sozialen, waren auf Verwirklichung hin angelegt. Der Anspruch auf Realisierbarkeit versperrt die Möglichkeit, leichthin zwischen gebauter und ungebauter Idealstadt zu unterscheiden, als handle es sich im einen Fall stets um den Verrat der Utopie, im anderen dagegen um den Versuch, ihr unbedingte Treue zu halten. Entwürfe, die mit ambitionierten ästhetischen Mitteln und fortschrittlichen städtebaulichen Konzepten Daseinsformen gestalten wollen, die allem Anschein nach quer zur herrschenden Realität stehen, diese kritisieren und mit neuen Vorstellungen von Humanität, Gerechtigkeit, kulturellem und technischem Fortschritt konfrontieren, sind, gebaut oder nicht gebaut, Ausdruck utopischen Planens.

Geben sich auch Utopien stets den Anschein des Realisierbaren, deuten sie doch zugleich sehnsüchtig auf einen Ort außerhalb unseres Erfahrungsraums, auf einen weltfremden, künstlich konstruierten Raum, geschaffen unter den „Laborbedingungen“ eines Verstandes, der von einem starken, oft phantasiereichen und zumeist herrschsüchtigen Veränderungswillen angetrieben wird. Dennoch bietet selbst die radikale, in vielen ihrer sozialpolitischen Forderungen gerechtfertigte Stadtutopie selten mehr als eine architektonisch interessante, gleichwohl abstrakte Anatomie eines Gemeindegkörpers, der bis auf die der Planerphantasie entspringende, völlig unzureichende Projektion solidarischen Handelns skelettiert wurde. Diesem dünnen Gerippe aus Mutmaßungen, moralischen Appellen und Verhaltensanweisungen aber paßt sich die starre Gestalt der Idealstadt wie eine Totenmaske an. Tony Garnier hat in seinen späteren Schaffensjahren nicht wenige Skizzen und Zeichnungen zum Thema Friedhof und Kriegerdenkmal angefertigt und das Thema Stadtutopie in die gespenstische Vision einer an Böcklin gemahnenden „Toteninsel“ einmünden lassen.

Es scheint so, als ob die traditionsreiche soziologische Fragestellung nach dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft in den utopischen Stadtkonzeptionen eine einleuchtende und desillusionierende Antwort erführe. Zumindest dann, wenn die Rationalisierungsbemühungen der Idealstadtplaner auf Tendenzen der sozialen Uniformierung und Kontrolle hin befragt werden.

Angesichts der geringen Bedeutung selbstbestimmter Handlungsräume („Cité industrielle“), angesichts der pathetischen Inszenierung des öffentlichen Raumes (Brasilia) und eines abstrakten Gemeinschaftskultes (Chaux) bietet sich die These an, daß die Architekten ihre eigene schöpferische Individualität im Entwurf von Lebensgemeinschaften und Lebensräumen behaupteten, die keinen Platz lassen für die Selbstbestimmung des Subjekts. Träumten ja bereits die frühen utopischen Romane jener humanistisch gebildeten Elite, in deren Selbstbewußtsein sich der moderne Individualismus erstmalig bemerkbar machte, von einer Gesellschaft, in der der Einzelne sein Autonomiestreben freiwillig auf dem Altar solidarischen Gemeinsinns opfert.

Einen überzeugenden Grund hierfür mag man darin sehen, daß nirgends anders sich die Persönlichkeit der Schöpfer utopischer Welten unverkennbarer abzuheben vermochte als vor dem Hintergrund gleichgesichtiger Kollektive. Das scheinbar so selbstlose Engagement der Sozialutopisten und Idealstadtplaner für eine bessere Welt und den „neuen Menschen“ mutet daher in solcher Perspektive wie eine durchtriebene „narzißtische“ Selbstbehauptungsstrategie an. In der Stadtutopie wird die konkrete Not, „ideale“ Lebensumstände mit anderen Menschen teilen zu müssen, in die abstrakte Tugend einer solidarischen Gemeinschaft umgebildet, in der niemand benachteiligt werden soll, aber auch keiner aus der Masse der Bürger herausstechen darf. Das „Gleichheitsdiktat“, welches der Planer in seiner Idealstadt aufrichtet, tarnt sich mit der realitätsfernen Vision eines in seinen Bedürfnissen restlos übereinstimmenden Kollektivs. Im Anspruch auf eine umfassende, jegliche Lebensvollzüge determinierende sozialräumliche Planung wird diese Tarnung jedoch löchrig: Das Szepter der Planungshoheit, das der Architekt über seiner Stadt zum angeblichen Wohle der Bürgerschaft schwingt, ist immer auch Ausdruck seines egoistischen Alleinherrschaftsanspruchs, der sich in gebauten Idealstädten mit der faktischen Macht konkreter Stadtherren und Stadtgründer gemein zu machen wußte.

Was also ist an einer Idealstadt ideal? Nicht, daß sie ideale Lebensbedingungen für ihre fiktiven oder konkreten Bewohner bereitstellt, sondern daß sie ideale Planungsbedingungen für die Architekten offeriert! Selbst die vielen Einschränkungen und Veränderungswünsche, die das Entwerfen einer Planstadt von seiten des Bauherrn erleiden muß, werden ja durch die erhebende Aussicht, daß ein solch kostspieliges „Kunstwerk“ realisiert werden soll, mehr als aufgehoben. Die Freude hierüber bleibt freilich höchst einseitig, da mit einer Idealstadt kaum Vorstellungen lebensvollen Gemeinschaftsglücks befördert werden. Statt dessen bietet sie puritanisch anmutende Bilder eines uniformen Siedlungskollektivs, das durch ausgreifende Erziehungsprogramme